Morgen-Ausgabe
No. 321. — 56. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Beiblatt
Sonnabend, 11. Juli 1908

Rosenblüte.

Wenn die üppigen Kinder der Flora in Berlin so billig geworden sind, daß sich auch der Minderbemittelte mit ihnen seine Vasen daheim füllen kann, dann stehen die Rosen draußen in dem kleinen Brik in voller Blüte. Am Anfang des Weges, der von Brik nach Tempelhof führt, liegen die meisten der Rosengärten, lang hingestreckt und schmal, mitunter bis zu den fernen Geisen der Mittenwalder Bahn sich ziehend. Am häufigsten sind niedrige dünnstämmige Sorten vertreten, die wie Kartoffeln reihenweise in Furchen gepflanzt sind und rot und rosa blühen. Auch weiße Rosen finden sich darunter. Sie sind die anspruchslosesten und bedürfen keiner großen Pflege. Gerade unter ihnen finden sich hunderte von Abarten, die sämtlich mit mehr oder weniger schönen Namen belegt sind. Dann finden sich als Abschluß einer Reihe kleine vollblühende Heckenrosen von prächtig leuchtender Purpurfarbe, wie Früchte an einem Zweig hängend.

Die großen teuren Sorten blühen in der Mitte dieser Beete, in kleinen hölzernen, mit Glasscheiben versehenen Treibhäusern, die während des Sommers abgedeckt sind, und dann als Windschutz dienen. Der Wind ist ein gefährlicher Feind der Rose; er entblättert sie frühzeitig und macht sie dadurch zum Verkauf untauglich; einige der Gärten sind daher mit dichtem Buschwerk umgeben, das die Kraft des Windes schwächt. Da findet man auch die pomphaften großblühenden farbenprächtigen Rosen, die Zestow-Kaiserin Augusta-, die Maréchall Niel-, die Damascener-, die Monats-, die Bourbon- und die zartduftige Teerose. Eine große, vollerblühte weiße Rose fällt besonders durch die eigenartig geschweifte, zierliche Form ihrer zarten Blütenblätter auf. Man hat sie auf den wenig schönen Namen Karoline Druschke getauft.

Außerhalb des Treibhauses, jedoch in seiner unmittelbaren Nähe, stehen hochstämmige, einfachere Gartenrosen. Dann kommen einige Streifen Nelkenbeete, wie mattfarbene Bänder über die Breite des ganzen Rosengartens gelegt, und darauf wieder endlose Beete der niedrigen und billigeren Sorte. Hin und wieder, zwischen den Rosenstämmchen, steht man Kartoffelstauden in Reih und Glied mit den Rosenbäumen, und öfters hat sich ein dunkelrotes Röslein so tief in das wettauschladende Laub der Kartoffelpflanze hineingezwängt, daß es den Anschein erweckt, als sei es von ihr erzeugt. Der Rosengarten ist von einem Stacheldrahtzaun umgeben, und da es noch immer Menschen gibt, für die auch ein solcher Zaun kein Hindernis ist, hat man unmittelbar an der Innenseite des Zaunes einige Fußbreit Kartoffeln gepflanzt.

Am besten präsentieren sich die Rosengärten am frühen Morgen; wenn am Abend oder in der Nacht ein leichter feiner Regen niedergegangen ist, dann ist die Luft geschwängert von dem süßzarten, unaufdringlichen Parfum der Millionen von blühenden Rosen. Die roten Rosen sind dann von einer eigenartigen leuchtend, samtähnlichen Frische, während die hellen flammig und zart erscheinen. Und auf diesem Meer von buntigen Farben, hervorgehoben durch leuchtendes Grün, das für das Auge ein Labsal ist, schimmern Millionen glitzernde Tautröpfchen. Das ist die Zeit, wo die für den Tagesbedarf gebrauchten Rosen geschnitten werden müssen. In Wagen und Körbe lose verpackt, kommen sie nach Berlin, durchschnittlich vierzigtausend täglich. Gegen Mittag verändert sich das Bild. An heißen, sonnigen Tagen liegt weißer mehliger Staub auf Blättern und Blüten und erstickt zum Teil Farbe und Geruch; Gärtner und Frauen sind mit dem Ausjäten des zwischen den Stämmchen in den Furchen sich schnell breit machenden Unkrauts beschäftigt, denn die Rose ist anspruchsvoll und bedarf einer sehr sorgfältigen Pflege, mit Ausnahme vielleicht der kleinen vielbesungenen Heckenrose, des Heidenröslein, das wild in den Tag hineinblüht.

Es ist lohnend, sich jetzt einmal die Rosenfelder von Brik anzusehen; man hüte sich aber, sie mit den hochgespannten Erwartungen jener Dame zu besuchen, die auf einem Rosenfelde stehend den Gärtner naiv fragte, wo denn eigentlich die Felder mit den großen Rosenbüschen wären? Dabei fuhr sie mit ihrem erhobenen Arm im Bogen rund herum. Als der Gärtner antwortete, daß sie sich auf einem Rosenfelde befinde, und daß es solche riesigen Rosenbäume gar nicht gebe, schien sie sehr erstaunt und meinte, daß sie sich das ganz anders vorgestellt habe.

Schwarze und blaue Rosen.

Eine Rosenausstellung, wie sie in dieser Vollständigkeit wohl noch nie dagewesen ist, hat die Englische Rosen-Gesellschaft im Botanischen Garten in London eröffnet. 2000 verschiedene Arten von Rosen — nahezu die Gesamtzahl der auf Erden vorkommenden Rosenvariationen — sind in dieser Ausstellung zu sehen. Die Zahl der Rosenarten mehrt sich ständig; fast jeden Tag wird von den Rosenzüchtern eine neue Rose „erfunden". In den letzten drei Jahren hat sich die Familie der Rosen um nicht weniger als 450 neue Mitglieder vermehrt, ein Beweis dafür, daß die Rose trotz der Modeliebhaberei für Chrysanthemen und Orchideen noch immer die Königin der Blumen ist. Es gibt Rosen in allen Blütenfarben, aber noch ist die blaue Rose nicht gezüchtet, trotz aller Anstrengungen, die von den Rosariern in allen Teilen der Welt gemacht worden sind. Das Blau, das mit dieser Rose erzielt werden soll, muß ein tiefes leuchtendes Blau sein, und der Mann, der die erste Rose von diesem Blau züchtet, wird sicherlich Unsterblichkeit gewinnen. Noch ist er nicht erstanden, aber der Tag dürfte nicht mehr allzufern sein. Dagegen ist es den Rosenzüchtern gelungen, eine fast schwarze Rose durch Kreuzungen hervorzubringen — das Resultat mehrjähriger Anstrengungen und Mühen. Der Uebergang von Schwarz zu Blau wird sich leichter vollziehen, als man gemeinhin annimmt. In der Londoner Rosenausstellung sind mehrere Arten der schwarzen Rose zu sehen: ihre Farbe ist nicht ein ausgesprochenes Schwarz, sondern ein außerordentlich tiefes Karmoisinrot mit bronzefarbigen oder braunen Schattentönen. Derlei Rosen sind selbstverständlich nicht billig. Der Preis für die Mutterpflanze einer neuen Rosenart schwankt zwischen 10,000 und 20,000 Mark. Die praktischen Engländer denken dabei, in unserer Zeit des Urhederschutzes, gleich an einen gesetzlichen Schutz für neue Rosenarten, etwa ein Patentgesetz für Blumenzüchter, und sie hallen es nicht für unwahrscheinlich, daß ihr Parlament sich in absehbarer Zeit mit einem Gesetz beschäftigen wird, das die neuen wertvollen Produkte der Rosenzüchter vor Nachahmungen schützt.

Markthallen-Wanderung.

(Nachdruck verboten.)

An den Fleischmarkt erfolgten für das matte Geschäft reichliche Eingänge zu vorwöchigen Preisen, die jedoch zeitweilig für Rind- und Kalbfleisch etwas anzogen. Bezahlt wurden für den Zentner Ochsenfleisch Ia und Hammelfleisch Ia bis 74,00, IIa bis 69,00, Schweinefleisch bis 62,00, Mastkalbfleisch 85,00 bis 95,00, geringeres bis 70,00 Mk.

Für den regen Verkehr, durch den am Wildmarkt gute Preise erzielt wurden, genügte die Zufuhr. Pfundweise kosteten durchschnittlich Reh 0,75, Rothirsch 0,60, stückweise Stockenten 1,00, Krickenten 0,60 Mk.

Der Geflügelmarkt war außer mit Gänsen, die so zahlreich eingingen, daß schließlich die Preise dafür nachgeben mußten, knapp beschickt, so daß hohe Preise erreicht wurden. Von lebendem Hausgeflügel brachten durchschnittlich stückweise Althühner 2,00, Junghühner 1,00, Jungenten 1,50, Tauben 0,50 Mark, von geschlachtetem: Althühner Ia. 2,20, IIa. 1,50, Junghühner 1,00, Enten 2,00, Kiken Hamburger 0,75, Poulets 0,80, Tauben 0,50 bis 0,60, Junggänse hiesige 3,00, pfundweise 0,60, Hamburger (Wierländer) 0,75 Mark.

Nach Ansicht vieler Landleute ist das Schlachten und Verpfeifen von Junggänsen, zu denen auch die Stoppelgänse — das sind Gänse, die auf dieses Doppelfelder getrieben werden, um den beim Ernten erfolgten Kornausfall aufzuzehren — gerechnet werden, insofern Verschwendung, als dadurch Federn, Keulen, Brüste und Fett verloren gehen. Von der Fettgans ist die Stoppelgans das Gegenteil; sie eignet sich aber zum Braten vortrefflich, weil ihr Fleisch nicht übermäßig fett, infolge der Kornnahrung aber herb und fest ist. Während man die Bratgans in Berlin gewöhnlich mit kleinen ganzen Aepfeln unter Beigabe von Beifuß füllt, stopft man sie in Pommern und Mecklenburg meist mit Apfelschnitten und Backpflaumen, in Süddeutschland mit Hackfleisch oder Leber aus, läßt sie wohl auch ohne Füllung und reibt sie nur tüchtig mit einer Mengung aus Salz und zerstoßenen Wacholderbeeren ein. In Ländern, in denen die Kastanien (Maronen) heimisch sind, füllt man sie mit solchen und fügt meist Korinthen bei.

Die Fischzufuhr erfolgte nur mäßig, genügte jedoch für den ruhigen Geschäftsgang zu wenig veränderten Preisen. Ein Hauptzufluß fand von Juli bis September ist neben gewissen Plattfischen und den immer saisonmäßigen Forellen norwegischer Lachs, der wie Hummer und Flußkrebs recht gut qualifiziert einging. Als Lebendware wurde durchschnittlich pfundweise abgegeben Aal für 1,20, Hecht 0,95, Karausche 0,70, Schlei 0,95, Buntfische (bunt durcheinander gemengte Kleinfische verschiedener Art) für 0,70 Mark. — Als Eßfische wurden durchschnittlich pro Pfund bewertet: Aal mit 0,75, Forelle mit 0,70, Hecht mit 0,60, Heilbutt mit 0,35, Karausche mit 0,30, Kabljau mit 0,25, Schlei mit 0,60 Mark. Als Rauchware kostete das Pfund Aal 1,20, Seelachs 0,30 Mark, von Bückling, Strelsunder das Wall 5 bis 6,00, von dänischem 4 bis 5,00, Flunder, Kieler und Hamburger die Stiege 4,00, von pommerschem das Schock 2,25, von Schellfisch die Kiste 4 bis 5,00 Mark. Von Marinaden brachte das Schockfäßchen Neunaugen (klein) 5,00, mittel 8,00, groß 10,00 Mark. Sauergurken, neue, wurden pro Schock mit 7 bis 8,00, Pfeffergurken mit 5,00 Mark bezahlt.

Der Obstmarkt bot Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen, Erd-, Blau-, Stachel-, Johannis- und Himbeeren. Von Pflaumen wurde der Zentner italienische, gelbe, lange mit 16,00, runde mit 22,00, lange blaue mit 30 Mark, von Kirschen, Werderische mit 16,00, Gubener mit 16,00, schlesische mit 9,00, Thüringer mit 10,00, Glaskirschen mit 13,00, Italien, ungarische mit 28,00, italienische mit 33,00 Mark bezahlt. Als Beerenobst brachte der Zentner Erdbeeren hiesige 18,00, Berliner 20,00, Walderdbeeren hiesige 50,00, Vierländer 24,00, holländische 25,00, von Stachelbeeren hiesigen, unreif, 12,00, holländischen 7,00, Blaubeeren 23,00, Johannisbeeren 11,00, von Himbeeren 28,00 Mark.

Himbeeren gingen auch als Kleinsendungen in Körbchen und Schachteln ein. Sie müßten eigentlich Hindebeeren heißen, sind im Walde von den Rehen oder Hinden gesucht und werden von ihnen als Leckerbissen verzehrt. Die Himbeerblüten erscheinen im Mai und ähneln den Blüten der Wildrosen. Viele Singvögel speisen die Früchte und verbreiten durch das Auswerfen der Samen die Sträucher. Diese sind für die Gartenkultur geeignet, weil sie reichen Ertrag bringen, wenn auch die im Garten gewonnenen Früchte nicht ganz so aromatisch sind wie die vom Wildstrauch geernteten, was ja auch bei den Erdbeeren der Fall ist. Die hartige Schwester der Himbeere ist die Brom-, Brem-Pram- oder Krabbeere, die ihre Früchte erst im Herbst reift, aus denen der medizinisch bedeutsame Brombeerwein gewonnen wird, der speziell als Mittel gegen Steinbeschwerden gilt. Daß die Brombeeren bromhaltig und dadurch besonders wirksam seien, ist ein Irrtum; die Silbe „Brom" am Namen bedeutet Dorn oder Stachel.

Wie andere Beeren auch, sind die Brombeeren durch Eisengehalt, der für die Blutbildung unentbehrlich ist, von Bedeutung. Eisenhaltig sind auch Spargel, Spinat, Rot- und Grünkohl, die darin die Hülsenfrüchte und Kartoffeln und an Kalkgehalt zur Knochenbildung alle Fleischsorten übertreffen. Nach altem Volksbrauch dient der Genuß der Beerenfrüchte auch zur Blutreinigung. So werden Erdbeerkuren sowohl gegen Hautkrankheiten wie auch gegen Bleichsucht als Folge von Blutarmut gebraucht.

Wie Bananen, Ananas und Zitronen, erscheinen auch Pfirsiche, Aprikosen und Melonen. Die Melone wird in Deutschland erst seit dem siebzehnten Jahrhundert in größerem Umfange gemalt. Asien ist ihre Heimat; die Insel Melos gab ihr den Namen. Was Karl der Große für den Obstbau tat, leistete Cäsar für die Melonenkultur. Auf den Berliner Markt kommen die meisten Melonen aus den Hamburger Vierlanden. Die bekanntesten vier Sorten sind: die gerippte, glatte französische Cantaloupe, die Netzmelone, die glatte Melone und die große ungarische Wassermelone.

Am Gemüsemarkte wurden durchschnittlich pro Zentner bewertet: Magdeburger neue blaue Kartoffeln mit 6,00, Zerbster neue mit 6,00, Spinat mit 16,00, Champignons mit 80,00, Pfefferlinge mit 35,00, Schoten mit 16,00, Grünbohnen mit 30,00, Puffbohnen mit 3 bis 4 Mark; per Schock Porree mit 1,00, Meerrettich mit 11,00, Radieschen mit 1,50, Kopfsalat mit 1,50, Kohlrabi mit 0,75, Mohrrüben mit 2,25, Karotten mit 4,00, Wirsingkohl mit 5,50, Weißkohl mit 7,50 Mark.

Als Auslandsgemüse brachten durchschnittlich pro Zentner Grünbohnen, ungarische 17,00, französische 18,00, italienische 15,00, Zwiebeln, ägyptische 8,00, Kartoffeln, italienische runde und lange je 6,00, Sommermalta 10,00, Rosenkartoffeln, ungarische 6,00, Knoblauch, italienischer 22,00, Tomaten, italienische 14,00 Mark pro 100 Bunde ziehen. So war es schon von jeher. Denn Berlin hat fast immer mehr aus Zugewanderten, denn aus „geborenen Berlinern" bestanden. Schon König berichtet 1793, daß in Berlin die echten Berliner nur sparsam zu finden sind.

Ja, das Zusammenströmen von verschiedenen Elementen und verschiedenen Rassen hat sicher dazu beigetragen, den Typus der Berlinerin zu erzeugen. Unter den Zugewanderten stammte stets ziemlich die Hälfte aus der Provinz Brandenburg. Diese an den Havelseen und Spreeufern großgewordenen, auf dem dürftigen Sandboden und in den Heiden mühsam ihr Brot suchenden Menschen gaben den Teig für den „lecken und verwegenen Menschenschlag" ab, wie Goethe die Berliner nannte. Sie lebten draußen so kümmerlich wie in der großen Stadt — waren aber doch voll Heißhungers nach Besserem und hatten's bald heraus, ihre Ellenbogen gründlich zu gebrauchen. In ihnen kommen schon zeitig die französischen Refugiés und Emigranten und das jüdische Element.

So erklärt sich denn der Hang zum Kritisieren ebenso aus der Blutmischung wie durch das verhältnismäßig harte Erwerbsleben. Denn der Berliner konnte nicht wie andere Weltstädter auf der reichen Erbschaft alter Kulturen und den üppigen Erträgnissen großer Latifundien sein Dasein aufbauen. Die preußischen Adelsgeschlechter waren nicht sehr reich und brachten nicht so viel Luxus nach Berlin wie die österreichisch-ungarischen Magnaten nach Wien und die französischen Edelleute und Kirchenfürsten nach Paris. Trotzdem sich nun mit dem Reichtum und dem Wohleben auch mehr Anmut des äußeren Lebens, mehr Geselligkeitsweisen, mehr Fähigkeiten zum sorglosen Lebensgenuß bei ihnen entwickelten, ist es noch die Frage, ob die Pariser und Wiener nicht ebenso gut frisieren und mäkeln können als der Berliner. Der hatte es schwerer emporzukommen. Das schärfte seinen Verstand und brachte ihn dahin, alles Gefühlsmäßige als schwächlich anzusehen.

Uebrigens bekleißigt sich die Berlinerin in letzter Zeit, die rauhe Form zu mildern. Ebenso wie sie jetzt anfängt, mehr auf ihr Aeußeres zu geben, weil der Mann es wünscht und oft zu ihren Ungunsten Vergleiche mit den Frauen aus anderen Städten gezogen hat — ebenso hat sie ihrem bisher nach der ethischen Seite zu stark betonten Temperament jetzt Zügel angelegt. Sie ist jetzt nicht mehr so „offen" und rücksichtslos wie einst — wenn es ihr auch oft schwer fällt, dort höflich zu sein, wo sie aus innerstem Bedürfnis die „Wahrheit", das heißt ihre Ueberzeugung anbringen will. Eine kleine Geschichte muß ich hier zur Erläuterung anführen:

Eine Berlinerin, die jahrelang in einer süddeutschen Stadt gelebt hat, wurde von einer dort erworbenen Freundin aufgefordert, ihr ihre Meinung über einige von der Freundin angefertigte Stickereien zu sagen. Da hielt die Berlinerin nicht hinter dem Berge. Die Freundin aber war gekränkt und entrüstet und beschwerte sich über die Rücksichtslosigkeit der Berlinerin, die ihr alle Freude an den Stickereien genommen habe. Die Berlinerin begriff nicht, daß ihre Freundin sich beschwerte. Sie fühlte sich als Freundin zur „Wahrheit" verpflichtet — aber sie gelobte sich, von nun an lieber höflicher zu sein, so zu sein, wie die große Mehrzahl der Menschen es haben will, und wie es ihnen wohltut.

Von der Berlinerin.

Von [Nachdruck verboten.]
Hans Ostwald.

Wie allen Frauen, mögen sie nun das blonde Gold des Nordens auf dem Haupte tragen oder mit der Bronze des Südens sich krönen, sind auch der Berlinerin Schmähungen und Lobeshymnen von allen Seiten gesungen worden. Dem einen war sie der Inhalt und die Freude des Lebens, beherrschte sein Denken und Empfinden; dem anderen war sie ein Greuel, und mit vielen Eigenschaften und Eigenheiten erregte sie seinen Widerwillen. Der eine verhimmelte Berlin und seine Bewohner, der andere verdammte sie.

Ich glaube, sie verdienen weder das eine noch das andere. Es sind eben Menschen. Menschen mit Vorzügen und Menschen mit Fehlern. So, wie sie auch in Paris, Amerika und in Australien, wie sie überhaupt auf der ganzen Erde ihr Leben glücklich oder unglücklich anfangen und vollenden.

Alles mögliche wird Berlin und seinen Bewohnern von allen möglichen vorgeworfen. Immer wieder zieht man die Mängel und Schwächen ans Tageslicht. Und erhebt sich in großer Selbstgerechtigkeit dermaßen, daß nur eine große unerträgliche Anmaßung und Ueberheblichkeit hervorschaut. Man läßt oft nur das Nebensächliche gelten, zieht gegen die lederne Einförmigkeit des Straßenbildes und gegen die Kälte der Menschen zu Felde — nicht ganz mit Unrecht. Aber man vergißt, daß auch andere Menschen ihre Schwächen und andere Städte ihre Mängel haben. Schließlich ist doch Berlin der Mittelpunkt Deutschlands, der nicht nur das Herzblut des Reiches aufsaugt, sondern es auch zurückpulst durch die Adern.

* * *

Ganz so heftig wie einst wird die Berlinerin nur noch selten gescholten. Ja, es gibt sogar schon Berichterstatter und Reisende, die ihr Lebensfreude, Herzensgüte, Mutterwitz und noch manche andere liebenswerte Eigenschaft angestehen, die bekunden, daß sie mehr löbliche Wesenszüge besitze als nur ihre große Sachlichkeit, ihre Hilfsbereitschaft und ihr Organisationstalent. Eins scheint ihr allerdings bisher nur in kleinem Maße zu eigen geworden: die Kunst, sich in Szene zu setzen.

Die Berlinerin hat sich nie hervorgetan in der Erfindung und Zusammenstellung von Kostümen. Sie blieb immer ein wenig steif und überließ ihren Schneiderinnen die Einkleidung. Man muß bedenken, daß sie eben immer fleißig mitarbeiten mußte, daß es ihr noch von der ärmlichen Herkunft aus norddeutschen Bauern- und Bürgerfamilien im Blut lag, nicht pikant und anmutig zu sein. Dazu hatte sie nie genug Muße. Dazu wird das Leben auf dem märkischen Sandboden und auf dem harten Berliner Steinpflaster zu schwer. Nur die Frauen, in deren Blut auch einige Tropfen französischer Herkunft gemischt sind, machen wohl einige Ausnahmen. Sie auch waren es vornehmlich, die sich über die allgemeine norddeutsche kühle Würde hinwegsetzten und in die frostige Reflektion der Berlinerin ein wenig Lebhaftigkeit hineinbrachten, so daß es neben ganz nüchternen und vernünftigen auch stets temperamentvollere und empfindsamere gab. Aber zugleich brachte diese Mischung von Nüchternheit und Lebhaftigkeit jenen eigentlichen Grundzug im Wesen der Berlinerin hervor, den man mit Respektlosigkeit bezeichnen muß. Keine Frau, die einige Zeit in Berlin und seinen Kreisen gelebt hat, kann sich diesem Grundzug zu entziehen. Sie wird lernen, alles mit kritischen und skeptischen Blicken zu betrachten, was sich als Würde aufspielt, oder was eine solche würdevolle Stellung einnimmt. Das Familienoberhaupt wird zwar oft geschätzt, geachtet und geliebt — aber die Kritik macht nicht vor ihm Halt. Der begüterte und beamtete Mann wird wohl oft mit einer gewissen Scheu behandelt. Aber keine Berlinerin existirt vor ihm. Sie kennt nicht die unterwürfige Demut, mit der in anderen deutschen Landstrichen jeder irgendwie hervorragende Mann bewundert und umgeben wird. Provinzielle Frauen haben sich stets erschreckt, wenn sie eine Berlinerin im Umgang mit Männern sahen und hörten. Denn die Berlinerin nimmt nicht alles für eine Offenbarung, was aus bärtigem Munde kommt. Sie hat etwas Kampflustiges an sich und will sich auch dem Mann gegenüber behaupten. Eine macht es mit Schelmerei, mit einem Wipwort — die andere mit herzhafter Offenheit. Aber; es ist eben immer eine Respektlosigkeit, die nur zu natürlich ist in dieser großen Stadt, wo das Schicksal so willkürlich mit den Menschen umspringt, wo es wirklich schwer hält, vor den Menschen und ihrem Tun und Treiben den Respekt zu behalten. Jedenfalls hat die Berlinerin nicht nur immer anderen Respekt entgegengebracht — sie verlangt auch ein wenig Respekt für sich und kann darum vor anderen nicht mehr in Anbetung erstarren. Sie selbst hat immer viel zu viel mitarbeiten und tätig sein müssen, um nicht zuletzt zu einer berechtigten Selbsteinschätzung der eigenen Person zu kommen. Der angestrengten Tätigkeit so vieler Frauen in Vereinen und Kommissionen, Wöchnerinnenheimen, Pflegestationen, Zentralstellen für Rechtsschutz und Volkshelfstätten, Fortbildungsschulen, Krippen und zahlosen ähnlichen Anstalten der letzten Jahrzehnte ist in früheren Zeiten eine unermüdliche Einzelarbeit vorausgegangen. Die Frau des bekannten Schriftstellers und Buchhändlers Nicolai hat heimlich eine ganze Anzahl von Armen unterstützt. Schon immer hat die Großstadt die gebrochenen und gescheiterten Existenzen angelockt. Unter den vielen Zugewanderten aus Frankreich, aus dem Salzburgischen und anderen Landstrichen waren doch auch Hilfsbedürftige. Und die Berlinerin hat ihnen geholfen. Da sie aber nicht im Ueberflusse lebte, mußte sie auch im Erwerbsleben fleißig mit anpacken. Das war nun allerdings nicht geeignet, sie zu einer sorglosen und lebenslustigen Frau zu machen — es hätte denn leichter und weniger hart sein müssen.

Im besten Falle konnte sie zu einem Witz kommen, der schlagfertig und abwehrend, durchdringend, ätzend und lachend zugleich ist, wie ihn viele Berlinerinnen sich erworben haben.

Die ganze Art des Lebens führte jedenfalls dahin, alle die vielen zuströmenden fremden Elemente ebenfalls zum „richtigen Berliner" zu machen. Auch alle, die heute in Berlin sich niederlassen, sind noch diesem Gesetz unterworfen. Wenn sie auch nicht die berlinische Sprache annehmen — dem Berliner Wesen können sie sich nie ent-